Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Der Volksfreund. 1901-1932
1908

123 (27.5.1908) Unterhaltungsblatt zum Volksfreund, Nr. 43

Visual Library

um die Erlangung eines künstlichen Gebisses bemühen, für das ja jetzt die Krankenkassen aufzukommen haben. Vielfach ist es nur eine bloße Bequemlichkeit, die die Betreffenden abhält, sich rechtzeitig um ihre Zähne zu bekümmern, in vielen Fällen aber liegt die Sache anders. Ein Gebiß ist angefertigt, sitzt nach verhältnismäßig kurzer Zeit nicht mehr, und aus Aerger darüber läßt es der Betreffende ganz fort, um den damit verbundenen Unannehmlichkeiten aus dem Wege zu gehen, anstatt den Zahnarzt, der es angefertigt hat, wieder aufzusuchen. Man muß natürlich bedenken, daß sich der Kiefer eines jeden Menschen, namentlich wenn krankhafte Vorgänge vorhanden sind, schon nach ¾ Jahren verändern kann, womit dann ein Nichtpassen des Zahnersatzstückes verbunden ist.

Tierkunde.

Ueber Fledermäuse als Hausgenossen schreibt der bekannte Zoologe Dr. Kurt Floericke in der weitverbreiteten Monatsschrift der Gesellschaft der Naturfreunde „Kosmos" u. a.: Eine Fledermaus im Zimmer? Huh! wird sich mancher denken. Nun, ich kann versichern, daß es äußerst artige und liebenswürdige Tierchen sind, und dabei hervorragend intelligent, so daß der nähere Umgang mit ihnen dem Tierfreunde tatsächlich viel Vergnügen gewährt und zu den anziehendsten Beobachtungen Veranlassung gibt. Als Student besaß ich zwei Mopsfledermäuse, die sich ganz von selbst zum freien Aus- und Einfliegen gewöhnt hatten. Abends huschten sie zum geöffneten Fenster hinaus in die benachbarten Gärten, betrieben dort die Insektenjagd und kehrten freiwillig wieder ins Zimmer zurück, wo sie ihren Schlafplatz auf dem Büchergestell hatten und sich an einem großen Lexikon aufzuhängen pflegten. Auch die Speckfledermaus, die ich gegenwärtig pflege, äußert eine geradezu rührende Anhänglichkeit an meine Person und folgt mir durch mehrere Zimmer, wenn ich sie dabei rufe.

Dies beweist zugleich, daß ihr Ohr nicht nur für hohe und schrille Töne empfänglich ist, wie Brehm und andere Forscher behaupten, sondern auch für die tieferen Laute der menschlichen Stimme. Ja sie unterscheidet sogar deutlich deren verschiedene Nuancen und Betonungen. Spreche ich sie freundlich an, so spielt sie mit den Ohren wie ein Pferd, zwinkert vergnüglich mit den kleinen Aeuglein, leckt sich mit der Zunge die Schnauze und läßt ein behagliches Schmatzen hören. Fahre ich sie aber hart an, so legt sie die Ohren ängstlich zurück und klettert an der Gardine hinauf. Ihren Namen scheint sie zu kennen, kommt wenigstens auf Anruf sofort herbei, weil sie weiß, daß es jetzt Mehlwürmer gibt. Sitze ich früh bei Lampenlicht am Schreibtisch, so kann ich mich ihrer kaum erwehren; alle Augenblicke ist sie wieder da, turnt auf dem Schreibtisch herum oder klettert an meinen Beinkleidern empor oder sitzt an der Gardine und bemüht sich, durch lebhafte Kopfbewegungen und schrilles Gezwitscher meine Aufmerksamkeit zu erregen und eine Portion Mehlwürmer zu erbetteln. Ihr Appetit ist überhaupt geradezu unheimlich. 30 feiste Mehlwürmer werden bequem zu einer Mahlzeit verspeist, und danach kann man ungefähr den großen Nutzen ermessen, den sie durch Vertilgung von Maikäfern und Nachtschmetterlingen unseren Wäldern und Obstgärten verursachen mögen.

Alkoholschäden und Schuljugend.

In München wurde festgestellt, daß von ca. 5000 Schülern 56 Prozent täglich alkoholische Getränke genommen; in Berlin fand man dasselbe, in einer Schule sogar bei 80 Prozent aller Schüler. Die körperliche und geistige Leistungsfähigkeit der Kinder sinkt in dem Maße, als sie geistige Getränke bekommen.

Der Deutsche Bund der Vereine für naturgemäße Lebens- und Heilweise (Naturheilkunde) hat Herbst 1907 eine Petition herausgegeben, die seine ca. 900 Ortsvereine an die Schulbehörden einreichen werden. Die Eingabe bezweckt, die Schulbehörden zu bitten, alljährlich an die Eltern neu eintretender Schüler ein geeignetes Flugblatt über die Gefahren des Alkohols für Kinder zu verteilen. Ferner sollen die Kinder selbst seitens der Lehrer auf die Schädlichkeit des Genusses geistiger Getränke in geeigneter Weise hingewiesen und bei Schulausflügen sollen die Kinder vom Genusse geistiger Getränke ferngehalten werden. Die Eingabe ist eingehend begründet und bietet Hinweise auf bereits von verschiedenen Stellen erlassene Verordnungen zur Ausführung der geäußerten Wünsche. Für alle Eltern bietet das Schriftstück großes Interesse. Es ist zu beziehen Berlin S. 59. von der Geschäftsstelle des Herausgebers.

Ratgeber.

Für die Küche.

Gedämpfte Morcheln mit Rührei. Man schneidet von den Morcheln die Stiele ab, putzt sie, sorgfältig nachsehend, daß sie frei von Schnecken und Würmern sind. Das Waschen muß wiederholt und in einer ausreichenden Wassermenge geschehen, auch empfiehlt es sich, sie einmal mit heißem Wasser zu übergießen, durch das sie weich werden und leichter gereinigt werden können. Es ist dies gründliche Reinigen das erste Haupterfordernis, um dies sehr feine Gemüse zu einem Genuß zu machen. Man dämpft die Morcheln mit Butter eine halbe Stunde, stäubt dann Mehl über, schwengt gut um, zieht die Sauce mit zwei Eidottern ab und gibt fein gehackte Petersilie hinzu. Auf eine runde Schüssel gefüllt umgibt man sie kranzartig mit dem Rührei.

Literatur.

Es werde Licht! Monatsblätter zur Wahrung freiheitlicher Interessen auf allen Gebieten. (Verlag O. Th. Scholl, München). 39. Jahrgang. Preis pro Heft 40 Pf., jährlich 12 Hefte 4 Mk. Diese Doppelnummer (für Mai/Juni) bringt einen warmen Appell an alle freiheitlich Gesinnten zum Deutschen Freidenker-Kongreß nach Frankfurt (Mitte Juni) zu kommen. Hochaktuell ist Leute's Artikel „Der Kampf gegen Prof. Wahrmund" sowie seine katholisch-theologischen Universitäten. Auch Rest hat einen geistvollen Beitrag geliefert. Bei aller Schärfe spricht aus der Revue ein vornehmer Geist! Sie ist das erste Freidenkerorgan. Gerade diese Nummer verdient größte Beachtung.

Die Lebensmittel werden schier unerschwinglich! Da muß jede Mutter unbedingt darauf Bedacht nehmen, Ersparnisse zu machen. Und so lenke ich denn die Leserinnen dieses Blattes auf das überaus nützliche Monats-Spezialblatt **„Kindergarderobe"**, mit großem, doppelseitigem Schnittmusterbogen und 5 Gratis-Beilagen im Verlage von John Henry Schwerin, Berlin W 57, erscheinend, welches Originalblatt die Selbstanfertigung der Kinderkleidung und des Kinderspielzeugs bezweckt, ebenso wie die Unterhaltung und Belehrung der Kleinen. Erwähnen wir ferner noch die weiteren Gratis-Beilagen „Aerztlicher Ratgeber", „Winke für Mütter", „Im Reiche der Kinder", so muß man von der erstaunlichen Reichhaltigkeit, zumal bei dem billigen Abonnementspreis von nur 60 Pf. pro Quartal, überrascht sein. Abonnements auf Kindergarderobe nehmen alle Buchhandlungen und Postanstalten entgegen. Gratis-Probenummern bei ersteren und dem Verlage John Henry Schwerin, Berlin W 57.

„Kulturhistorische Kriminal-Prozesse der letzten vierzig Jahre." Band I von Hugo Friedlaender, mit einem Vorwort von Rechtsanwalt Dr. jur. Werthauer ist soeben im Verlag Continent, G. m. b. H., Berlin W. 50 erschienen und kostet elegant geheftet 1 Mark. Die Broschüre stellt eine völlig neue Erscheinung auf dem Büchermarkt dar. Der Verfasser schildert in allgemeinverständlicher, anschaulicher Weise die kulturhistorisch bedeutendsten Kriminal-Prozesse der letzten 40 Jahre, denen er als Berichterstatter beigewohnt hat.

Der erste Band bringt folgende interessante Fälle: Die Ermordung des Professors Gregy in einem Keller am Oranienplatz in Berlin, den Prozeß wider Leutnant a. D. v. Zastrow, den Gattenmord auf dem Stilffer Joch, den Kroppenstedter Mühlenbrand, den Hochverratsprozeß gegen Hödel wegen versuchter Ermordung Kaiser Wilhelm I., den Prozeß gegen den Gatten- und Kindermörder Konrad, die Ermordung des Geldbriefträgers Kossäth, den Tisza-Eszlarer Ritualmord-Prozeß, das Dynamit-Attentat bei Enthüllung des Niederwald-Denkmals, den Sturczer Knabenmord, die Ermordung des Polizeirats Dr. Rumpf in Frankfurt a. M., den Geheimbundprozeß wider die Reichstagsabgeordneten v. Vollmar, Bebel und Genossen, den Mainzer Doppelmord-Prozeß Herbst, „ein moderner Blaubart", die „Menschenfalle", den Mordprozeß Heinze.

Die Sammlung charakterisiert sich als ein wertvolles Geschichtswerk in kleinem Maßstabe. Sie wirft grelle Schlaglichter auf die Kultur- und Sittleichkeitsverhältnisse jener Zeiten und gibt manch wichtigen Fingerzeig für die bevorstehende Strafrechts- und Strafprozeß-Reform.

Unterhaltungsblatt zum Volksfreund.

Nr. 43. Karlsruhe, Mittwoch den 27. Mai 1908. 28. Jahrgang.

Die Verwandlung der Arbeiterfrau in der Ehe.

betitelt sich ein Artikel im Unterhaltungsblatt des „Volksfreund" vom 31. März 1908. Der Artikel ist sehr gut gehalten und bedarf höchstens noch der Ergänzung. Es wird da die Frage gestellt und zugleich recht treffend beantwortet, warum die Proletarierfrau in der Ehe so früh verwelkt. Nun ist ja das alles richtig, was in dem Artikel gesagt wird, es wäre bloß noch hinzuzufügen, daß unsere Genossen auf diesem Gebiete manches verhüten resp. agitatorisch bei den eigenen Frauen wirken könnten. Die Frau des Arbeiters wird immer noch zu wenig als das angesehen, was sie eigentlich sein sollte; erstens gleichberechtigt; zweitens als Lebensgefährtin, als Kamerad. In unserer Partei wird soviel von der Emanzipierung, Gleichberechtigung der Frau gesprochen und geschrieben, doch sieht es in der Praxis noch sehr traurig aus. Ich verkenne absolut nicht die Schwierigkeiten, die sich der Entwicklung der Frauenbewegung hindernd entgegenstellen. Ich glaube aber, wir haben jetzt schon Mittel, die es ermöglichen, die Frau für unsere Ideen zu gewinnen. Allerdings gehört in erster Linie dazu guter Wille, Ausdauer und hauptsächlich Selbsterziehung. Mancher Genosse, der agitatorisch tätig ist, manchmal in verschiedenen Vereinen, in der Partei, in den Gewerkschaften, natürlich ist er auch Abonnent der Fach- und Parteipresse, derselbe Genosse ist vielfach nicht imstande, seine eigene Frau für unsere Sache zu gewinnen. Manche Frau wäre leichter für unsere Sache zu haben, wenn die Genossen zu Hause den gleichen agitatorischen Eifer betätigen würden, wie draußen. Nun, wird man mir sagen, ja, soll ich vielleicht die Frau auch in Versammlungen schicken? Wer bleibt denn dann bei den Kindern? Ich? Das wäre aber eine Zumutung, nicht wahr? Warum soll denn das aber nicht möglich sein, wenigstens hie und da? Was wäre denn Schreckliches dabei, wenn einmal die Frau in die Versammlung ginge und der Mann bliebe zu Hause, brächte seine Lieblinge zu Bett resp. würde sich ihnen etwas mehr als wie sonst widmen und würde eben dann geduldig warten, bis seine Genossin heimkommt, gerade so wie im umgekehrten Fall. Aber das soll ja gar nicht die Hauptsache sein. Ich meine, die Hauptsache ist die, daß man die Frau für alles, was draußen im Leben vorkommt, zu interessieren sucht; sie über dies oder jenes aufklärt, sie für den Kampf zu begeistern sucht, den der Mann draußen führt, ablenkt von dem Alltäglichen, Kleinlichen, Kindergeschrei, Einteilen, Waschen, Putzen, Kochen, Flicken, Sorge um die Existenz des Mannes und dergleichen, mehr soll sie nicht ausschließlich beschäftigen. Man lasse ihr auch etwas geistige Nahrung zukommen. Es wird mir doch jeder zugeben müssen, daß der Mann in dieser Beziehung bedeutend besser daran ist, als die Frau. Der Mann kommt hinaus in die Fabrik, auf den Bauplatz, in die Werkstatt; er kommt mit Kollegen zusammen, er hat Anregung, er kann sich zum Teil in der Pause, am Mittag, am Abend mit seinen Kollegen über dieses oder jenes unterhalten; kurz, der Mann hat gewissermaßen mehr Bewegungsfreiheit, wie die Frau. Deshalb sollte es sich jeder Genosse angelegen sein lassen, seiner Frau das Los etwas zu erleichtern. Es gibt z. B. auch in Arbeiterkreisen Familien, wo keine Kinder da sind. Wäre es da nicht diesen möglich, ihre Frauen, oder bei ledigen Genossen die Braut, in die Versammlungen mitzunehmen?

Wäre es z. B. nicht in mancher Stadt möglich, Dienstbotenorganisationen ins Leben zu rufen? Schon dadurch wäre es dann später leicht, an solchen Orten Dienstboten-Krankenkassen (natürlich mit eigener Verwaltung) zu gründen an Stelle der Gemeindekrankenkassen. Z. B. in Freiburg wäre momentan genug Zündstoff vorhanden, um eine derartige Krankenkasse ins Leben zu rufen, resp. die Vorarbeiten hiefür näher ins Auge zu fassen.

Also, was ich im großen ganzen mit meinen Ausführungen sagen will, geht dahin: man möge sich seiner Frau auch in geistiger Beziehung etwas mehr widmen, sich ihr als Familienvater und Parteigenosse die nötige Achtung und Ueberzeugung zu gewinnen suchen. Ich glaube, wenn jeder Arbeiter dies tun würde, dann wäre, wenn auch nicht alles, so doch viel gewonnen und manche Arbeiterfrau würde sich trotz der gedrückten Verhältnisse etwas wohler, freier und selbständiger fühlen, und das würde sie über ihr einsames, freudloses Leben etwas leichter hinwegbringen. Ich möchte nicht unerwähnt lassen, daß dadurch die Frau bei ihren Geschlechtsgenossinnen eben auch wieder agitatorisch wirken würde; das ist die eigentliche Kleinarbeit, zu der eben nur die Frau befähigt ist, und ich glaube sagen zu dürfen, daß wir durch diese Methode resp. Kleinarbeit durch die Frauen schon manch schönen Erfolg aufzuweisen hätten. Also nochmals etwas mehr Aufmerksamkeit und Gleichberechtigung seiner Frau zukommen lassen, dann nützen wir uns im einzelnen und der Partei im ganzen. Ich schließe meine etwas lang gewordene Epistel mit dem Wunsch, daß der Frau jetzt schon so viel wie möglich ihr Recht wird; recht erst in der neuen Gesellschaftsordnung.

S. G.

Heinze III.

Skizze von H. Nelham.

Auf dem Kasernenhof standen die Rekruten in Reih und Glied. Immer wieder dieselbe Bewegung — immer wieder denselben Griff. Erst mußten die beschränkten Schädel begriffen haben — solange mußten auch die anderen wiederholen.

Die Denkfaulen haben oft die meiste Kraft, ihnen macht es wenig Beschwerden, das Gewehr wieder und wieder zu heben und zu senken. Die Schwächeren mit den klügeren Köpfen leiden daher am meisten unter der Denkfaulheit ihrer Kameraden.

Der Unteroffizier ist schon verschiedene Male an der Grenze der Geduld angelangt, er macht seinem Herzen gründlich Luft, trotz der verschärften Vorschriften.

Einer unter den Rekruten, Max Heinze, ist ein kräftiger, klugblickender Mensch. Er steht wie aus einem Guß. Seine Augen sind voll Leben, die Sehnen wie Stahl, alles an ihm forsch, frisch, elastisch. Seine Griffe klappen von Anfang bis zu Ende tadellos. —

Einige Offiziere gehen mit Oberst von Maßberg über den Hof und bleiben eine Weile beobachtend vor den Rekruten stehen. Sie tauschen ihre Betrachtungen über die Leute aus. Allen fällt der Rekrut Heinze auf.

Im Weitergehen sprechen sie sich lobend über ihn aus.

„Ja, wenn wir lauter solche Leute hätten, dann wäre es ein Vergnügen, Rekruten auszubilden," sagte von Maßberg anerkennend. — — —

Die Soldaten tragen ihre Eßnäpfe aus der Mannschaftsküche in ihre Stuben. In langen Reihen ziehen sie den Korridor hinab. Eine Kompagnie nach der anderen wird abgefertigt.

Oberst von Maßberg begegnet einem Trupp auf dem Korridor. Die Leute marschieren stramm mit ihren Eßnäpfen an ihm vorbei. Er winkt ab. Plötzlich sieht er Heinze kommen. Er hält ihn an.

„Wie heißen Sie?"

„Befehl, Herr Oberst, Heinze III."

Der Oberst nickt und läßt ihn abtreten.

Am nächsten Tage erkundigt er sich bei dem Unteroffizier nach Heinze III. Der stellt dem Rekruten ein gutes Zeugnis aus.

„Der Mann hält sich brillant. Aber wir sind angewiesen, ihn im Auge zu behalten. Unruhiger Kopf, hat eine Stimme bei den Sozialdemokraten, gilt viel bei seinen Parteiführern, trotz seiner Jugend."

„Hm, hm — schade, sind fast immer die besten. Welchen Beruf hat er denn?"

„Maschinenbauer."

„So so — na, will mal selber mit dem Mann reden. Da gilt ein vernünftiges Wort manchmal viel. Schicken Sie ihn mir heute Nachmittag in meine Wohnung."

„Befehl, Herr Oberst." — — —

Max Heinze stand stramm vor seinem Oberst, der ihn wohlgefällig betrachtete. An dem Anzug klappte alles. Heinze III konnte sich sehen lassen.

„Nun, Heinze, wie gefällt es Ihnen beim Militär?" frug der Oberst jovial.

„Befehl, Herr Oberst. Ich tue meine Pflicht."

„Hm! Hoffentlich auch gern, was?"

In Heinzes Augen zuckte es auf. Sein Gesicht erschien bleicher als sonst.

„Befehl, Herr Oberst."

„Mann, ich habe gehört, daß Sie sich in allerlei sozialdemokratische Sachen eingelassen haben. Seien Sie vernünftig, machen Sie keine Dummheiten."

„Befehl, Herr Oberst."

„Wo sind Sie her?"

„Aus R . . . . ., Herr Oberst."

„So so — da war ich ja auch mal in Garnison, als ich noch Leutnant war. Leben Ihre Eltern noch?"

„Nur mein Vater, Herr Oberst, meine Mutter ist tot."

„Was ist Ihr Vater?"

Heize schwieg und sah dem Oberst mit seltsam starrem Blick in die Augen.

„Haben Sie nicht verstanden?"

„Befehl, Herr Oberst."

„Na, also — was ist Ihr Vater?"

Heinzes Gesichtsmuskeln strafften sich.

„Oberst", stieß er hervor.

Maßberg sah ihn scharf an.

„Ich frage Sie, was Ihr Vater ist."

„Zu Befehl, Herr Oberst."

„Na, also?"

„Oberst!"

Heinzes Augen bohrten sich in die seines Vorgesetzten. Dieser zuckte plötzlich zusammen und verfärbte sich.

„Was — was soll das heißen? Ihre Eltern gehören doch sicher dem Arbeiterstande an. Drücken Sie sich doch deutlicher aus, Mann", sagte er unsicher.

Heinze stand wie aus Stahl gegossen.

„Zu Befehl, Herr Oberst. Meine Mutter war als Putzmacherin in R . . . . . in einem Geschäft angestellt. Sie ist unverheiratet gestorben. Nur mit einem Manne hat sie in intimen Beziehungen gestanden. Dieser Mann, der damalige Leutnant Max von Maßberg, ist jetzt — —"

„Schweigen Sie!" rief Maßberg erschrocken. Er war leichenblaß geworden und sah verstört nach der Tür.

Langsam, mit schwerfälligen Tritten, ging er durch das Zimmer, um sich zu überzeugen, daß kein Lauscher in der Nähe weilte. Dann drehte er sich nach Heinze um. Der stand bewegungslos da. Seine Augen waren fest auf den Oberst gerichtet.

Der ließ sich in einen Stuhl gleiten.

„Stehen Sie doch bequem."

Heinze änderte nur wenig an seiner Haltung. Maßberg sah ihn lange mit eigentümlichen Blicken an. Ein Seufzer hob seine Brust. Er dachte an seine einzige Tochter, ein kränkliches, schwaches Geschöpf. Dies hier war sein Sohn, trotz seiner Jugend ein ganzer Mann — und er durfte sich nicht stolz zu ihm bekennen.

„Heinze — die Verhältnisse — Sie sehen mich erschüttert — was soll ich Ihnen sagen?"

„Zu Befehl, Herr Oberst, nichts. Es braucht keiner Worte zwischen uns. Aber nun wissen Sie, wie ich Sozialdemokrat wurde. Bitte, lassen Sie mich meine Wege gehen. Unehrenhafte sind es nicht. Ich werde als Soldat meine Pflicht tun — was später geschieht, wenn ich frei bin, ist meine Sache."

Maßberg sah ihn scharf an.

„Haben Sie vielleicht die Absicht, sich an mir zu rächen?" fragte er.

Heinze lächelte — ein gutes, klares Lächeln.

„Meine Mutter ist mit einem Segenswunsche für meinen Vater gestorben. Ich habe sie immer in Ehren gehalten, trotzdem sie immer Fräulein Heinze hieß. Ihrem letzten Wunsch werde ich nie zuwiderhandeln. Es braucht kein Mensch zu wissen, wer mein Vater ist."

Maßberg reichte ihm impulsiv die Hand.

„Heinze!"

„Befehl, Herr Oberst."

„Die Verhältnisse sind mächtiger als wir — aber eins darf ich Ihnen sagen: Ihr Vater kann stolz sein auf seinen Sohn. Verstanden, Heinze?"

„Befehl, Herr Oberst."

Was das Spiel für die Entwickelung des Kindes bedeutet.

Jede Mutter — mag sie nun in ihrem Herzen dem Spieleifer der Kinder hold gesinnt sein oder nicht — weiß aus der Beobachtung und Erfahrung heraus, daß alle gesunden und geistig normalen Kinder mit Lust und Ausdauer sich dem Spiel hingeben. Die Wissenschaft bleibt aber bei der einfachen Feststellung der Tatsache nicht stehen; sie forscht weiter nach dem Wesen, nach der Entstehung, nach der Gesetzmäßigkeit dieser Tatsachen. So ist sie auch dem Problem des kindlichen Spiels weiter nachgegangen, und verschiedene Forscher haben es in verschiedener Weise zu lösen versucht. Die Erklärungsweise nun, die die Frage am ausführlichsten behandelt und die in unserer naturwissenschaftlich denkenden Zeit vieles für sich hat, das ist die vom biologischen Standpunkt aus. Sie erklärt Wesen und Bedeutung des Spieles aus dem menschlichen Triebleben heraus. Und zwar etwa so:

Alle Lebewesen besitzen eine Anzahl von angeborenen Anlagen, die zur Erhaltung ihrer Art unbedingt notwendig sind. Bei sehr vielen Tierarten nun sind diese Anlagen schon so fein ausgearbeitete Instinkte geworden, daß sie entweder garnicht oder sehr wenig noch geübt zu werden brauchen, um ihren Zweck zu erfüllen. Ganz anders ist das nun bei den höchststehenden Arten und vor allem beim Menschen. Der Mensch hat zwar eine sehr viel größere Zahl ererbter Instinkte als die anderen Lebewesen, aber er kommt als ein ganz unfertiges, hilfloses Wesen zur Welt, daß sich körperlich wie geistig erst auswachsen muß, den Gebrauch seiner Glieder und Fähigkeiten erst erlernen muß. Und die Möglichkeit zu solchem Einüben, Erlernen, Auswachsen bietet die Jugendzeit.

Nun scheint es aber doch eine Benachteiligung des Menschen zu sein, daß er in so völliger Hilfslosigkeit beginnen muß. Jedes Küchlein ist ihm überlegen, weil es sofort laufen und selber seine Nahrung finden kann. Aber in dem scheinbaren Nachteil steckt doch ein Vorteil. Die vollkommen und fertig auftretenden Instinkte sind für die höheren Lebewesen nicht mehr ausreichend leistungsfähig gewesen für die zahlreicher und schwieriger gewordenen Lebensaufgaben. Es wurde also vorteilhafter, ihnen unfertige Anlagen mitzugeben, diese aber während einer langen Uebungsperiode durch individuelle Anpassungen sich entwickeln zu lassen. Diese Einübung unfertiger Anlagen ist das Spiel, und die Jugendzeit ermöglicht diese Einübung. Das Spiel hat also den bestimmten Zweck, jene Anlagen einzuüben und auszubilden. Es macht dadurch die unfertigen Anlagen gleichwertig mit fertigen Instinkten; aber darüber hinaus macht es sich unendlich viel beweglicher, vielgestaltiger, anpassungsfähiger, als es jemals vollkommen vererbte Anlagen sein könnten. Gerade aber der Mensch brauchte so ungemein bildsame Anlagen, weil seine Lebensaufgaben immer mannigfaltiger wurden, weil die Entwicklung seiner geistigen Fähigkeiten für ihn wertvoller war, als das Erbe vollkommener Instinkte. Darum auch hat der Mensch unter allen Lebewesen die längste Entwicklungsperiode, das heißt die längste Jugendzeit unter dem Schutze der Eltern.

Es ist nun ganz begreiflich, warum zum Beispiel das junge Kind, oft ohne jeden ersichtlichen äußeren Anlaß, mit Eifer spielt, warum ihm das Spiel ganz Lebenszweck und Lebensausfüllung ist: einzelne Instinkte regen sich, sie wollen geübt sein, und so entstehen aus diesen verschiedenen Instinktregungen verschiedene Spiele, wie etwa die Kampfspiele, die Nachahmungsspiele, die Bewegungsspiele. Die Bewegung und die Geschicklichkeit der körperlichen Glieder werden dabei ebenso geübt, wie die höheren geistigen Tätigkeiten. Jedes Spiel hat seinen Sinn und seinen Zweck und darum hat auch jedes für das spielende Kind einen hohen Lustwert. Das Kind ist sich der Ursache dieser Lust natürlich nicht bewußt, aber jede Mutter kann nun verstehen, warum im Spiele ein so hoher Reiz für jedes Kind liegt: es erprobt alle seine Kräfte, es übt sie und mehrt sie. Alle Lebensbetätigung wird gefördert, alle Lebensgefühle werden gesteigert. Das Können wächst mit der Uebung, das Selbstvertrauen mit dem Können. Es ist eine Lust, wie alle Kräfte sich dehnen und recken und spannen, wie der Wille immer höher greift, wie die Phantasie in unermessene Reiche dringt. Keine Schule der Welt hat bisher das Problem zu lösen vermocht, wie Freiheit und Neigung des Kindes sich mit einem bestimmten Unterrichtsziel vereinigen lassen. In der Einrichtung des Spieles hat die Natur, die große Lehrmeisterin, dieses Problem glänzend gelöst: das Können des Kindes wächst in einer unvergleichlich lustvollen Entwicklung.

Viel zu früh unterbricht heutzutage die Schule diese glückliche Entwicklung, füllt die kleinen Köpfe mit Buchstabenwissen und leeren Begriffen und legt ausgeklügelte Bücher in die kleinen Hände. Und doppelt unglücklich das Kind, dessen Mutter nicht eifersüchtig darüber wacht, daß es außerhalb seiner Pflicht, die ihm so unverantwortlich schwer gemacht wird, wenigstens im Spiel noch ganz nach Freiheit und Neigung leben darf, daß es da noch im Gefühl des Könnens, des Schaffens und des wirklichen Erlebens glücklich sein kann.

H. M.

Berühmte Druckfehler.

Als Luzifer, der Engel des Lichts gefallen war, schleuderte ihn der heilige Michael mit solcher Gewalt in die Luft, daß sein Körper zerschellte und seine Glieder nach allen Weltgegenden flogen. Sie erzeugten dort die Laster, die für einzelne Völker charakteristisch sind.

Aber zugleich mit dem alten Drachen, der die Welt verführt, wurden auch alle seine Engel ausgeworfen. Denen nützte ihre zwerghafte Natur, sie gingen nicht entzwei, sondern kamen ganz auf der Erde an, wo sie behend in engere Kreise des menschlichen Lebens schlüpften. Unzählbar sind die Namen und Gestalten dieser häßlichen Kobolde. Einer fuhr auch in die Offizinen, wo man die Bücher druckt: das war der sogenannte Druckfehlerteufel. Die Druckerei als solche, kann am wenigsten dafür. Man sagt Druckfehler, man sollte sagen Satzfehler. Denn der Fehler liegt ja nicht im Drucken, sondern im Setzen.

Kann der Druckfehler eine recht schöne Stelle verhunzen und dem Dichter das Strahlende schwärzen, so freut er sich boshaft. Uhland begann die Widmung seiner Gedichte mit folgenden Zeilen:

„Lieder sind wir; unser Vater
Schickt uns in die weite Welt."

Was glaubt man wohl, daß der Druckteufel tat? Den zweiten Buchstaben des ersten Wortes wußte er wegzupraktizieren! — Uhland konnte, so gutmütig er war, eine Anspielung auf diesen Streich zeitlebens nicht vertragen.

Aber, wer den Schaden hat, braucht für den Spott nicht sorgen. Die Witwe Schäfer in Wittenberg, die ein Gedicht auf ihren seligen Mann verfaßte und darin klagte:

„Ach! Schäfer liebt' ich nur!" —

aber, da das Ausrufungszeichen für ein t genommen wurde, gedruckt bekam:

„Acht Schäfer liebt' ich nur!"

soll mit großen Augen angesehen worden sein.

Ein Druckfehler der heitersten Art war in einem in den 60er Jahren erschienenen Werk über den Wahnsinn. Der Verfasser, Gérard, ein bedeutender Arzt, hatte dasselbe mit einigen längeren Zitaten geschlossen und schrieb, da die Stellen ohne Anführungszeichen gesetzt worden waren, an den Rand des Bogens: „pour finir il faut guillemeter tous les alinéas, d. h. man versehe alle Abschnitte mit Anführungs- und Schlußzeichen."

Und der Autor tat einen tiefen Atemzug, denn das Werk war fertig. Das Buch wird schnell gedruckt, sofort geheftet und versandt. Der Verfasser bekommt seine Freiexemplare, aber wie er sich beim Durchblättern die letzte Seite ansieht, weiß er nicht, ob er lachen oder weinen soll. Man hat die Randnotiz für einen Manuskriptsatz gehalten, und zur Schlußzeile der gelehrten Arbeit erhoben, nicht genug, man hat etwas Groteskes daraus gemacht. Es stand zu lesen: Pour finir, il faut guillotiner tous les aliénés, d. h. alle Geisteskranken müssen guillotiniert werden.

Schon aus diesen Beispielen merkt man, daß sich der Druckfehlerteufel nicht damit begnügt, die Sinne des Setzers zu verwirren, er sucht ihm Leib und Seele zu verderben. Er macht den Setzer hochmütig — das alte Laster! Wie die Schlange redet er ihm zu: Bist du nicht klüger als der Autor, wissens was gut und böse ist? Auf, hilf nach, wo es nötig ist, wir wollen es besser machen.

Ein anderer charakteristischer Fall: Albrecht schreibt über Hahnemanns Leben und Wirken und mit Rücksicht darauf, daß er die Fürstenschule zu St. Afra in Meisen besucht hat: Hahnemann, der Afraner. Der Korrekturbogen kommt an; gesetzt ist: Hahnemann, der Afrikaner. Albrecht streicht also das ik durch und setzt seine Deleatur, das bekannte Zeichen an den Rand, welches dem Setzer andeutet, daß die betreffenden Buchstaben wegfallen sollen. Die Revision kommt an; aber die Korrektur ist nicht ausgeführt, es steht immer noch zu lesen: Hahnemann, der Afrikaner. Unwillig streicht Albrecht das ik noch einmal, und zu besserem Verständnis schreibt er: Afraner!! an den Rand. Bald darauf erhält er den Reindruck. Das Afrikaner ist nicht geändert worden. Der Autor ist außer sich: er läuft in die Druckerei, er setzt den Faktor zu Rede, er ruft Himmel und Erde zu Zeugen dieses Ungehorsams an. Der Setzer wird zitiert, er schüttelt sein weises Haupt als ein Gerechter. „Aber meine Herrn" sagt er, „ich weiß gar nicht, was Sie wollen. Es heißt doch: Amerika, der Amerikaner. So muß es doch auch heißen: Afrika der Afrikaner!" — Man hörte den Druckfehlerteufel in einem Winkel kichern.

Auf diese Weise entstehen die willkürlichen Druckfehler, die häufiger sein dürften als die unwillkürlichen, zumal die Maschine der Hand ziemlich regelmäßig arbeitet, aber beim Lesen, vollends undeutlicher Handschriften, die Fantasie, die mit dem Setzer durchgeht, wie sie mit dem Universitätsbuchbinder in Jena durchging, der eine Eingabe an „Einen Hohen Illustrierten Senat machte". Und doch bezeichnen diese Verbesserungen noch immer den Gipfel des setzerischen Hochmuts, denn sie erfolgen immerhin gewissermaßen in gutem Glauben; sie sind sogar zu entschuldigen, weil der Autor wirklich nicht selten Fehler macht, Fehler wie ein Schulkind, ein Wort doppelt schreibt, eine Silbe wegläßt und gegen die Rechtschreibung sündigt! Nein, seine höchsten Triumpfe feiert der Druckfehlerteufel, wenn es ihm gelingt, den Setzer zu bewußten und heimtückischen Aenderungen des Textes zu verleiten. Der Mann macht sich dann seine kleinen, unerlaubten Späße. Da heißt es z. B. in der Bibel: (1. Mose 3. 16) vom Weibe: „Dein Wille soll deinem Manne unterworfen sein und er soll dein Herr sein." Hier hat ein Basler Setzer, der wahrscheinlich bittere Erfahrungen mit den Töchtern Eva's gemacht hatte, „Narr" anstatt „Herr" gesetzt. „Und er soll dein Narr sein." Die Bibel, in der sich dieser Druckfehler findet, ist eine teuerbezahlte Antiquität. Sie stammt aus dem Jahre 1808.

L. Greiner.

Aus allen Gebieten.

Medizinisches.

Die Wichtigkeit der Gebisse für Arbeiter. Das einzige Kapital, das Arbeiter besitzen, ist häufig nur ihre Gesundheit, und sie haben daher vollen Grund, rechtzeitig auf ihre Erhaltung achtzugeben. Eine nicht geringe Stelle nehmen unter den gesundheitlichen Schädigungen, die den Arbeiter durch die Art seiner Arbeit befallen können, Erkrankungen der Mundhöhle ein, die ohne allen Zweifel in der Zunahme begriffen sind. Darüber brauchen wir uns nicht zu wundern, denn der Mund ist die Eingangspforte in den menschlichen Körper, und außerdem muß die wachsende Industrie immer wieder neue Schädigungen im Gefolge haben, denen man nicht gleich von Anfang an vorbeugen kann. Obgleich die Hygiene der Mundhöhle vorläufig noch in den Kinderschuhen steckt, so wird dennoch schon jetzt mehr als früher auf die Erkrankungen der Zähne geachtet und stets darauf hingewiesen, welchen Wert sie für die Arbeitsbevölkerung haben. Wer keine gesunden Zähne besitzt oder gar schon eine Anzahl verloren hat, der muß notwendigerweise an seiner Ernährung und damit an seiner Gesundheit Schaden leiden. Da die für die Nahrungsaufnahme bestimmte Zeit häufig sehr knapp für den Arbeiter bemessen ist, so werden die meisten unter ihnen sehr hastig essen, was schon an und für sich ein großer Fehler ist, aber in dem Falle nicht so schädlich einwirkt, wenn die Zähne gut sind und dadurch eine genügende Zerkleinerung der Speisen eintritt. Ernsthafte Magen- und Verdauungsstörungen sind sehr häufig die Folgen, wenn die Zähne schlecht sind oder gar fehlen, und deshalb sollten sich Arbeiter mehr als es geschieht,

BLB BADISCHE LANDESBIBLIOTHEK
Baden-Württemberg